

Bichsel: «Wie die Werbung, so die Politik»

Der im Streit um einen Wahlspruch aus der SP ausgetretene Schriftsteller sieht postmoderne

so die Politik»

Beliebigkeit als Wegbereiterin für eine totalitäre Entwicklung

Im Zeitalter der «Swatch» werde immer mehr auch bei Parteien die Propaganda zum Inhalt des Produkts, sagt Peter Bichsel. Der Wahlslogan «kussecht und vogelfrei» der Solothurner SP präge eine postmodern beliebige Politik.

Deshalb sei er aus der Partei ausgetreten. Der Schriftsteller warnt davor, dass eine in postmoderner Manier von den liberalen Grundwerten befreite Politik den Weg für neue faschistische Tendenzen ebnet.

MIT PETER BICHSEL SPRACHEN
RICHARD ASCHINGER
UND ROGER DE WECK

Wenn ein Sechzigjähriger unter Protest aus seiner Partei austritt, liegt der Vorwurf auf der Hand, er verstehe die junge Generation nicht mehr. Sind die Alten besser als die Jungen, Herr Bichsel?

Die Frage überrascht mich. Wenn die Alten etwa Jean Paul hiessen, dann ja. Aber dieser grosse deutsche Schriftsteller geht jetzt gegen die 250 zu. Doch so ist die Frage ja nicht gemeint. Für meine Person habe ich überhaupt nicht den Eindruck, dass zwischen dreissig und sechzig viel dazugekommen sei an Einsichten und Weisheiten. Und ich erschrecke immer, wenn von «Erfahrung» die Rede ist. Goethe hat in den Notizen zu seiner zweiten Schweizer Reise geschrieben, Erfahrung sei fast immer eine Parodie auf die Idee. Das ist ihm bei den Schweizern eingefallen. Nein: Die Alten sind nicht besser als die Jungen. Ich habe auch nicht das Gefühl, ich sei auf irgendeine Weise jugendlich. Ich bin älter, und das akzeptiere ich.

Aber mein Streit mit der SP ist kein Generationenkonflikt: Der Präsident der Solothurner Partei ist fast so alt wie ich. Der Maler, der das Wahlkampf-Signet entworfen hat, ist auch schon weit über vierzig. Es sind nicht die Jungen, die diese postmoderne Beliebigkeit erfunden haben. An dieser Veränderung der Welt sind alle beteiligt.

In den 68er Jahren war das noch anders: Eine Generation, für die Sie prägend waren, schien überzeugt, sie sei besser als die Alten.

1968 war ich 33 Jahre alt. «Traut keinem über 30», hiess damals die Devise. Ich gehörte bereits zur Generation, gegen die man protestierte. Zwar hatte ich das Glück, ein Sympathisant sein zu dürfen

und die bürgerliche Presse hat uns Sympathisanten damals nicht als Sympathisanten aus den 68er selbst. Aber ich gehörte nicht dazu. Den 68ern habe ich es zu verdanken, dass ich mich sehr früh daran gewöhnte, ein alter Mann zu sein.

Rushdie ist «vogelfrei»

Fast 40 Jahre lang waren Sie Mitglied der Sozialdemokratischen Partei. Jetzt sind Sie im Streit um einen aus zwei Worten bestehenden Spruch ausgetreten: «kussecht und vogelfrei». Weshalb war ein Gespräch plötzlich nicht mehr möglich?

Ich habe es versucht. Aber es war vergeblich. Die Leute an der Spitze der Solothurner SP waren von vornherein entschlossen, an diesem Slogan festzuhalten. Und ich bin nicht bereit, über diesen Slogan zu diskutieren. Auch jetzt mit Ihnen nicht. Salman Rushdie ist «vogelfrei».

Vielleicht wussten Ihre Parteifreunde gar nicht, was Vogelfreiheit eigentlich bedeutet?

Natürlich wussten sie das nicht. Aber schliesslich sind sie alle Akademiker mit einer guten Bildung und vielleicht sogar mit einem Duden zu Hause. Diese Leute stellen sich auf den Standpunkt: Jedes Mittel ist recht, um Wähler zu gewinnen, und sozialdemokratische Politik machen wir dann nach den Wahlen im Parlament. Ich bin aber überzeugt, dass eine Partei sehr stark von ihrer eigenen Propaganda geprägt wird. Werbung ist heute etwas ganz anderes als vor zwanzig Jahren. Sie ist nicht mehr Verpackung, die ein Produkt anpreist, sondern sie wird immer mehr zum eigentlichen Inhalt des Produkts. Nehmen Sie «Swatch»: Die Uhr ist der Werbeträger – und die Werbung ist das Produkt. So bestimmt Werbung heute auch den politischen Inhalt einer Partei. Im konkreten

Fall der Solothurner SP bedeutet dieser prägende Einfluss des Werbeslogans: Beliebigkeit und Wertefreiheit. Man zeigt sich bereit, über alle Werte locker zu diskutieren.

Ein Beispiel, wohin das führen kann: Noch vor zehn Jahren glaubte ich, das Verbot der Todesstrafe sei in diesem Land solid gesichert – ein durch die Aufklärung errungener Grundwert. Heute wird dieser – und nicht nur dieser – liberale Grundwert wieder in Frage gestellt. Ich bin überzeugt, dass diese Entwick-

lung zur postmodernen Beliebigkeit die Sozialdemokratie in ihrer Existenz bedroht: Es gibt keine sozialdemokratische Politik ohne liberale Grundwerte und Ethik.

Macht korrumpiert

Sozialistische und sozialdemokratische Politik als Hort der Moral? Ist das nicht ein sehr rosiges Bild, wenn man etwa an die skandalgeschüttelten Sozialisten in Spanien, Italien, Frankreich oder Österreich denkt?

Macht korrumpiert. Davon ist keine Partei und kein System ausgenommen. Überall kommen ungefähr die gleichen Menschen an die Spitze.

Ihre scharfe Kritik an der postmodernen Beliebigkeit erweckt den Eindruck, Verachtung der Menschenrechte sei eine neue Entwicklung...

Es stimmt: Seit die Menschenrechte in der Französischen Revolution formuliert wurden, waren sie in verschiedenen Er-

chen immer wieder bedroht. Das Ende der Aufklärung, wie es französische Philosophen schon vor zehn Jahren diagnostizierten, bringt uns aber nicht einfach ans Ende eines Zeitabschnittes. Das Ende der Aufklärung bedeutet geradezu das Ende der Französischen und der amerikanischen Revolution. Und was wir heute unter Politik verstehen, basiert auf Errungenschaften dieser amerikanischen und französischen Revolutionen sowie des britischen Liberalismus.

Zudem haben wir uns seit diesen Revolutionen daran gewöhnt, dass Politik innerhalb von Nationalstaaten gemacht wird. Die jetzt grassierende postmoderne Beliebigkeit setzt diese Werte aufs Spiel, und vielleicht befinden wir uns in der Epoche der Auflösung der Nationalstaaten. In dieser doppelten Entwicklung droht heute das Ende der Politik überhaupt.

Mer ein Antinationalist

Das Ende der Geschichte? Hätte eine neue Politik ohne den von der Aufklärung

geschaffenen Nationalismus nicht auch ihre erfreulichen Seiten?

Grundsätzlich ja. Ich war immer ein Antinationalist und bin überzeugt, dass Europa sich, noch viel breiter als heute in der Union, zu einer Gemeinschaft zusammenfinden muss. Ich kann mir auch vorstellen, dass eine Welt ohne Nationalstaaten eine viel bessere Welt würde. Aber ich fürchte, dass die Welt vorher durch ein bitteres Chaos gehen müsste. Das ist ein hoher Preis. Und ich bin überzeugt, dass die Welt ohne funktionsfähige, auf solide Werte abgestützte Politik erneut auf eine faschistische Periode zusteuert.

Kann sich Geschichte wiederholen? Im Gegensatz zu den dreissiger Jahren leben wir heute in einer Welt mit allen Kommunikationsmöglichkeiten. Information ist überall und unverzüglich verfügbar. Bietet das nicht Schutz vor totalitären Entwicklungen?

1936 waren die Deutschen von der Information nicht abgeschnitten. Und 1939 immer noch nicht. Da überschätzen Sie wohl die Wirkung unserer Kommunika-

tionsmittel. In einem wichtigen Punkt unterscheidet sich aber die Situation heute von derjenigen vor dem Zweiten Weltkrieg: 1940 gab es nicht nur ein militärisch starkes, zum Eingreifen bereit, sondern auch ein politisch klar antifaschistisches Amerika. Diese antifaschistische Überzeugung in der Bevölkerung der Vereinigten Staaten ist heute weg. Mit den USA als Kraft gegen faschistische Entwicklungen ist heute leider nicht mehr zu rechnen.

Im Angesicht von Regimes mit totalitären Tendenzen wird immer stärker mit wirtschaftlichen «Ja, aber»-Argumenten operiert. Hitler hatte im eigenen Lande Unterstützung gefunden, weil er Autobahnen baute und Arbeitsplätze schuf. Li-

beralen wie sozialistischen Kreisen ausserhalb Deutschlands waren aber damals solche Argumente ein Greuel. Heute sind weltweit immer mehr Leute bereit, als Preis für Wirtschaftswachstum und Arbeitsplätze gravierende Verletzungen von Grundrechten und Demokratie zu akzeptieren. Solche Tendenzen können den Boden für totalitäre und faschistische Entwicklungen vorbereiten. Um in die Schweiz zurückzukehren: Christoph Blocher strebt in keiner Weise diktatorische Zustände an. Aber die populistische Politik seiner SVP in Zürich schafft ein politisches Klima, das totalitäre Entwicklungen begünstigen kann.

Surfen statt untergehen

Sie sind ein pechschwarzer Pessimist. Leben wir nicht auch einfach in einer Zeit, in der die meisten Menschen persönlich irgendetwas überfordert und orientierungslos sind? Und ist es da nicht verständlich, dass sie aus einem Überlebensreflex heraus auf der grossen Beliebigkeit «surfen», statt im Strudel unterzugehen?

Doch. Auf einer persönlichen Ebene verstehe ich diese Reaktion sehr gut. Dass ich sie verstehe, macht die Entwicklung aber nicht weniger gefährlich. Die goldenen zwanziger Jahre waren im Hinblick auch nicht so golden. Schon damals wurde auf der Beliebigkeit gesurft. Und das hat vorbereitet, was in den dreissiger Jahren folgte.

Ihr Vorwurf an die Solothurner Sozialdemokraten, durch postmodernes Surfen einer gefährlichen Entwicklung den Weg zu ebnet, trifft wohl alle, die in der postmodernen Medienwelt arbeiten: Uns, aber auch Sie selber. Zum Beispiel schreiben Sie etwa in der «Schweizer Illustrierten» – auch einem Tummelplatz der Beliebigkeit.

Da haben Sie recht. In der Geschichtsforschung werden wir alle wahrscheinlich eines Tages nicht ungeschoren davorkommen. Ich will mich da nicht herausreden. Und ich verstehe auch, weshalb die Solothurner Sozialdemokraten eine um jeden Preis aufsehenerregende Propaganda wollen. Solothurn ist ein durch und durch freisinniger Staat. Der Gründer der Solothurner SP hatte anno dazumal seine Genossen um Erlaubnis gebeten, im Vorstand der Freisinnigen Partei verbleiben zu dürfen. Und die Freisinnigen hatten auch nichts dagegen. An diesem Grundzustand hat sich seither eigentlich nichts geändert. Die Leute an der Spitze der SP haben nun genug von dieser freundlichen Trittbrettfahrt mit dem Freisinn. Das finde ich gut. Mein Protest richtet sich nur gegen den Slogan «kussecht und vogelfrei».

Ein hartnäckiger Spieler

Eine Provinz-Posse also mit ernstem Hintergrund?

Was in Solothurn passiert, interessiert in der Regel niemanden, weder in Bern noch in Zürich. Wegen meiner Person hat diese Geschichte jetzt auch anderswo zu reden gegeben. Ich meine es ernst mit meiner Warnung vor postmoderner Beliebigkeit. Trotzdem würde es mich jetzt fast ein bisschen ärgern, wenn die andere Seite aufgeben würde. Ja, auch ich bin ein hartnäckiger Spieler in dieser Solothurner Provinz-Posse.

Das Spiel ist also nicht zu Ende: Treten Sie der SP eines Tages wieder bei?

Viele Sektionen haben mir angeboten, mich als Ehrenmitglied aufzunehmen. Das kommt aber nicht in Frage. Ich will kein Privileg, ich bin kein Luxusobjekt. Es gibt kein Zurück.